

Künstlerleben

Zur Freundschaft zwischen Robert Frank und Gundula Schulze Eldowy

Gegensätze, heißt es, ziehen sich an. Und Gegensätzliches gab es genug im Leben der beiden. Einundsechzig war er, als sie sich kennenlernten, sie einunddreißig. Er ein tatsächlich weltberühmter Fotograf, regelrecht eine „Legende“, dessen bereits erstes Buch so etwas wie ein ästhetisches Beben verursacht hatte, das bis heute nachhallt, sie eine junge Fotografin mit einem bereits stilbildenden Œuvre, reif aus dem Stand, aber kontrovers diskutiert, sofern es überhaupt ein Publikum gab, das die schwarz-weißen Fotos zu sehen bekam. Er ein Schweizer mit Wohnsitz in New York, dem Epizentrum des Kapitalismus (Stichwort Wall Street) und des Konsums (Stichwort Fifth Avenue), sie seit 1972 in Berlin, wohlgerichtet im östlichen Teil der Stadt, wo man noch Jahrzehnte nach der Befreiung von der Hitler Tyrannie sehen und erleben konnte, was es heißt einen Krieg zu verlieren. Berlin: „ein Trümmerhaufen“, wie sie an einer Stelle schreibt. Ganz sicher war sein Loft in der Bleecker Street Downtown Manhattan alles andere als „Schöner Wohnen“, aber doch ein famoses Upgrade verglichen mit den vier Wänden, die man ihr in Berlin Mitte zwischen Volksbühne und Markthalle und nicht weit vom Alexanderplatz zugewiesen hatte: dunkel, feucht, Schwamm in den Wänden, blätternder Putz, dem Haus seien „die Feuersbrünste des letzten Krieges noch anzusehen“, wie sie sich erinnert, immerhin ideal als Startrampe für ihre fotografischen Exkursionen: „Dort brodelte noch das Leben.“

Im Juni 1985 sind sie sich zum erstenmal begegnet: Robert Frank, der fotografierende, filmende, schreibende späte Beatnik aus den fernen USA, und Gundula Schulze Eldowy, in Erfurt geborene Absolventin der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig, eine durchaus selbstbewusste Künstlerin, allerdings ohne Echo, eine quirlige junge Frau mit Kamera, bekannt im Kiez, aber kaum darüber hinaus. Noch stand die Mauer, trennte der „Eiserne Vorhang“ die Welt, gehörten Begriffe wie der vom „Klassenfeind“ zum aktiven Wortschatz eines Systems, das nicht zuletzt eine durchorganisierte Staatssicherheit zusammenhielt. Und da saß er nun, im Haus des mit Schulze Eldowy befreundeten Fotografen Rudolf Schäfer, der Gottvater einer so ziemlich alle Dogmen, alle Regeln „guten“ bzw. gefälligen Fotografierens überwindenden Kamerakunst, Fata Morgana aus dem Westen und nun leibhaftiger Zuhörer in einem: Robert Frank. „Alle“, erzählt Gundula Schulze Eldowy, „wollten dem großen Meister ihre Bilder zeigen. Ich war die Letzte. Er schaute sich meine Bilder an und blickte dabei immer wieder zu mir hoch. Ich, diese junge blonde Frau im

Cocktailkleid, und diese Schwarz-Weiß-Fotos passten nicht zusammen. Er schüttelte den Kopf, dann sagte er: „Möchtest du eine Ausstellung in New York haben?“

Sie kannte ihn, jedenfalls dem Namen nach, bewunderte ihn als singuläre Größe innerhalb der Kamerakunst nach 1945. Umgekehrt dürfte er von ihr noch nie etwas gehört haben. Ein weiterer Unterschied. Aber am Ende sind es dann doch nicht die Gegensätze, die sich anziehen. Es sind die inneren Gemeinsamkeiten, die ein Einvernehmen, am Ende womöglich so etwas wie Freundschaft stiften. Auf Anhieb muss Frank das Verbindende im Ansatz, im Blick, im künstlerischen Wollen kurz – eine Seelenverwandtschaft gespürt haben. Gut, er hatte im Wagen und mit Familie über Monate die USA bereist, um zu seinem Hauptwerk, *The Americans*, zu kommen. Sie gerade mal das Scheunenviertel durchstreift, um ihre Bilder zu machen. Aber die Kilometer sind es nicht. Entscheidend war und ist dieses durchgängige Interesse an grundsätzlichen Fragen menschlichen Seins, die beide umtrieben. Dieser Versuch, nicht an der Oberfläche hängen zu bleiben, nicht nach Geometrien zu suchen oder sich in Komposition zu verlieren, sondern mit Hilfe eines schlichten Fotoapparats die wirklichen Koordinaten unseres Lebens auszuloten. Konsequenter gingen Schulze Eldoway wie Frank an Orte, die andere eher mieden, interessierten sich für Menschen, denen man eigentlich aus dem Weg ging, drangen ein in Milieus, wo es womöglich roch, aber wo sich Seinsfragen, Fragen des Zusammen- oder Auseinanderlebens womöglich pointierter stellen als im geschminkten Leben von Otto Normalverbraucher. Was ist Leben? Was ist Liebe? Was ist Leid oder vice versa Glück: dieses vage, schwer greifbare Etwas, nach dem alle streben, um ihre befristete Existenz jedenfalls ein wenig zu polstern?

„Wissen Sie, das Tolle war“, sagt Gundula Schulze Eldoway, „Robert behandelte mich nicht als kleines Mädchen, sondern begegnete mir auf Augenhöhe.“ Man tauscht folglich Adressen. Beginnt einen Briefwechsel, was irgendwie selbstverständlich klingt, aber in Zeiten dichter Grenzen und einer proklamierten Feindschaft zwischen den Systemen alles andere war als das. Schreiben wurden geschmuggelt, Fotos wie Konterbande über die Grenze geschafft, bis diese fiel und Gundula Schulze Eldoway endlich in die USA reisen und Robert Frank vor Ort besuchen konnte: „Ich saß im Taxi vom Flughafen JFK und fuhr nach Manhattan in die Bleecker Street zu Robert Frank. Vor dem Haus saß seine Frau, die Künstlerin June Leaf, und begrüßte mich, als sei ich ein Teil der Familie. Diese Wärme und Herzlichkeit ist mir in dem Künstler- und Fotografenkreis Ostberlins nicht begegnet, aber in New York war sie überall spürbar.“ Die gewonnene Freiheit war das eine, der Verlust ihres sozialen Biotops das andere. Mit dem Fall der Mauer, der Vereinigung der beiden deutschen Staaten, dem Siegeszug der Investoren und Spekulanten hatte Gundula Schulze Eldoway in gewisser Weise ihr Thema

verloren. Aber nicht ihre künstlerische Neugier, ihren Wunsch und Willen, die Dinge zu hinterfragen, sich einer Welt im Umbruch zu stellen. Wie schon Frank nach den *Amerikanern* wendet auch sie sich neuen Medien zu, dem Film, dem Schreiben, multimedialen Ansätzen. Hinzu kommt: Sie verlässt Berlin. Die weite Welt wird ihr Zuhause.

Die Freundschaft mit Robert Frank, dem genialen, dem auf paradoxe Weise weltzu- wie abgewandten Künstler, währte bis zu dessen Tod 2019. Was beide verband, war nicht die Fotografie an sich. Es war und ist die Leidenschaft, die Sturheit, die Unbedingtheit, mit der beide ihr Medium benutzten, um Bilder der anderen Art zu schaffen. Bilder nicht zur Dekoration oder Dokumentation, Information oder Kontemplation, sondern Bilder, in denen Grundsätzliches aufgehoben war. Bilder sehr präzise in einer bestimmten Zeit angesiedelt und doch gültig über den Tag hinaus. Bilder von mitunter erschreckender Direktheit und Authentizität, dabei doch sanft und voller Empathie. „Ich hab dir ja schon geschrieben, wie mir deine Bilder von den Fabrikarbeitern gefallen“, wird er sie eines Tages wissen lassen. „Du hast so viel Sympathie fürs Leben und Leiden. Für die Menschen, welche vor dir stehen und die ahnen, dass diese Fotos, dieser Moment übrig bleiben wird.“

Nach 1990, so Eldowy, habe sie sich „von der klassischen Fotografie entfernt. Ich wollte einen Weg der Bewusstseinsweiterung gehen, nicht stehen bleiben. Ich habe mein Leben als Chance genutzt, um aus der Dunkelheit ans Licht zu gehen, und wer sich mein Œuvre anschaut, wird das auch sehen.“ Ähnlich ließe sich der Weg von Robert Frank beschreiben, kompromisslos im Streben nach künstlerischem Ausdruck, in welchem Medium auch immer, zugleich an einem bequemen Leben nur mäßig interessiert. Rückblickend bilden Robert Frank und Gundula Schulze Eldowy ein bemerkenswertes Parallelogramm. Da gibt es kaum thematische oder formal-ästhetische Überschneidungen, aber doch eine nicht zu übersehende Kongruenz im Denken, in der Sicht auf die Welt verbunden mit einem Streben nach unbedingter Freiheit und Unabhängigkeit als Voraussetzung für eine Kunst ohne Kompromisse.

Über sage und schreibe drei Jahrzehnte haben sie sich geschrieben, sich gelegentlich gesehen, sich vielleicht bestärkt, womöglich gemeinsam gerungen um Perspektiven, die Widersprüche in der Welt mit den Mitteln einer humanistisch unterfütterten Kunst zu überwinden. Was sich mit Sicherheit sagen lässt: Beider Werk war und ist ebenso poetisch wie politisch, zart wie radikal, fragil wie umwefend. Es gemeinsam, gewissermaßen parallel, im Dialog zu zeigen, wäre ein lohnendes Unterfangen. Es würde viel erzählen, nicht nur über die bemerkenswerte Freundschaft zwischen einem großen Künstler im abgerissenen Pullover und einer großen

Künstlerin im mittlerweile abgelegten Cocktailkleid, sondern auch und gerade darüber, was künstlerisches Wirken über das Spiegeln von Wirklichkeit hinaus bedeuten kann.

Hans-Michael Koetzle lebt als freier Schriftsteller und Fachautor in München. 2022 erhielt er für sein publizistisches und kuratorisches Schaffen den Kulturpreis der Deutschen Gesellschaft für Photographie.